Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 72 (1992)
Heft: 9

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Buch

Eine theoretische Romanlektüre

Zu «Schott» von Hans Joachim Schädlich [1]

Das Buch, seiner Gattungsbezeichnung nach ein Roman, beginnt mit der Annahme, Schott – das ist die Hauptfigur – habe sich entschlossen, zu zweit zu leben. Die Frau, die er dazu auserwählt hat, heisst Liu. So können Romane beginnen. Meist führt dann ein beschwerlicher Weg zum Ziel, es legen sich dem zur Zweisamkeit Entschlossenen Hindernisse in den Weg, zum Beispiel ein Rivale, der bei der Auserwählten grössere Chancen hat. Aber für den, der den Roman schreibt, sind das möglicherweise die unbedeutenderen Schwierigkeiten. Mit dem ersten Zug, den er im literarischen Schachspiel gezogen hat, ergeben sich Konsequenzen und Fragen. Der Autor, der von Schott und Liu erzählt, ist sich dieser Sachlage bewusst. Es werde, sagt ein erzählter Verfasser schon auf der ersten Seite, mit Lesern gerechnet, die Schotts Geschichte ästhetisch nicht befriedige. Allerdings sei die ästhetische Befriedigung kein literarischer Zweck; ausserdem gibt es ja auch andere Leser. Aber wenn die zum Beispiel fragen, warum Schott denn Schott heisse, muss man sie vor falschen Annahmen bewahren. Dann gibt es wieder Schwierigkeiten mit dem Umstand, dass Liu nicht auf Schotts Antrag einzugehen scheint. Um mit sich selbst klar zu kommen, könnte Schott auf der Stadtautobahn in südlicher Richtung fahren, wobei er alsbald in einen Stau gerät. Von dem, was das genau bedeutet, sollte sich der Leser ein Bild machen können. Wer aber garantiert denn, dass dieses Bild identisch ist mit dem Bild, das der Verfasser ihm vermitteln möchte? Jeder noch so geringfügige Vorgang, jedes Faktum, kurzum, was immer der Erzähler schreibt, bleibt mehrdeutig und lässt mehrere Möglichkeiten zu, wenn nicht konsequent und pedantisch ausgeschlossen wird, was nicht gemeint ist. Der Verfasser, der von Schott und Liu erzählt, führt uns auf jeder Seite seines Romans vor, wie umsichtig man vorgehen müsste, um eine verhältnismässig eindeutige Wirklichkeit aus Wörtern entstehen zu lassen.

Aber damit ist es noch lange nicht getan. Zum Beispiel kann, wie schon auf den ersten Seiten erwogen wird, das Vorstellungsvermögen der Leser dasjenige des Verfassers übertreffen. Dann schwindet seine Chance, alle unerwünschten Deutungen seiner Erzählung auszuschliessen. In dem Roman, von dem hier die Rede ist, lässt der Autor einen Verfasser auftreten, der sich immer wieder einmischt, sowohl in die Dialoge seiner Figuren wie in die eventuellen Reaktionen von Lesern. Ich hätte Lust, sagt er dann etwa, wieder dazwischen zu treten. Es gibt Schriftsteller, die ihre Aufgabe darin sehen, ihre Leser zu verzaubern, ihnen vielleicht lustvoll etwas vorzugaukeln wie ein Taschenspieler, dem sie dann auf den Leim gehen. Vielleicht sind das die Autoren, die am meisten Erfolg haben. Der Verfasser des Romans *«Schott»* ist von ganz anderer Art. Schon das erste Buch, mit dem *Hans Joachim Schädlich,* Doktor der

Philologie und Übersetzer, nach seiner Ausreise aus der DDR 1977 auf der Frankfurter Buchmesse die Aufmerksamkeit der Kritik auf sich lenkte, zwingt den Leser, nicht nur das Erzählte, sondern immer auch die Art und Weise, in der Erzähltes entsteht und in unserer Vorstellung eine Art von Wirklichkeit annimmt, mitzubedenken. *«Versuchte Nähe»* ist der Titel jener Sammlung von Kurzprosa, die man damals vielleicht zu eingleisig als das Werk eines Dissidenten verstand, weil man in den Momentaufnahmen, Episoden und Beobachtungen die wahre Beschaffenheit der Verhältnisse in der DDR zu erkennen suchte. Aber Schädlich, der schon vor seiner Ausreise nicht nur wissenschaftliche Untersuchungen, sondern auch Erzählungen geschrieben hatte, die er aber nicht veröffentlichen konnte, suchte von Anfang an die verwandelte, die transparent gemachte, fiktive Wirklichkeit. Sie ist gerade nicht «eindeutig», man kann mit ihr nichts beweisen. Was in dieser Wirklichkeit geschieht, ist eine einzige von tausend anderen Möglichkeiten. Der Verfasser hat sie gewählt; er könnte auch eine andere wählen. In den Einsprüchen des «erzählten» Verfassers, in den Ansichten, die den Lesern anheimgegeben sind, in den Einwänden eines Kunstrichters, der sich ebenfalls einmischt, wohnen wir im Roman *«Schott»* dem Prozess bei, durch den Literatur überhaupt erst zum Leben erwacht. In Schädlichs Buch ist – entlang der Geplänkel und Gefechte zwischen Schott und Liu – die Geschichte dieses Prozesses Literatur in unerhört genauen Sätzen vorangetrieben, in strengster Sprachzucht durchexerziert und darum vielleicht im ganzen eher etwas kalt, eher abweisend als attraktiv, dennoch aber bewundernswürdig und nicht ohne erheiternde Effekte.

Wo zum Beispiel könnte Schott, nachdem er mit Trinkkumpanen in seiner Wohnung gebechert hat, zur Ruhe kommen? Auf dem Küchentisch? Auf dem Boden? Oder in einem der zwei Betten in seinem Schlafzimmer? In einer Kette von Konjunktivsätzen werden Möglichkeiten durchgespielt, wie es hätte sein können, und wenn dann ein erzählter Leser fragt, ob er, wenn er sich durch alle diese Sätze durchgefressen habe, endlich ins Schlaraffenland komme, antwortet der erzählte Verfasser, er sei ja schon drin. Schädlich führt im Exzess vor, was Fiktion bedeutet. Er spielt mit Varianten, er macht deutlich, dass ein Erzähler auswählen, erwägen, kombinieren muss. Es gibt das ja auch auf dem Theater, antiillusionistische Dramatik, bei Wilder etwa, aber auch sehr einsehbar in Frischs *«Biografie. Ein Spiel»*. Entweder sagt ein Spielleiter auf der Bühne, was der Zuschauer annehmen, was er sich hinzudenken muss, oder er gibt den Schauspielern Anweisungen, was sie spielen sollen. Kürmann in *«Biografie»* wiederholt Situationen aus seinem Leben und möchte ihnen eine andere Wendung geben als die erlebte. Im Roman werden zahlreiche Varianten erwogen und eine davon gewählt. Der erzählte Verfasser, nachdem er sich mehrmals eingemischt hat, erklärt etwa im Verlauf eines Dialogs zwischen seinen Figuren, er höre jetzt nur noch zu, oder auch: er könne sich jetzt ja ausruhen, die könnten ihre Geschichte auch allein erzählen. Dann aber ist er plötzlich wieder da und erklärt, jetzt könne er nicht länger schweigen. Auf Seite 258 dekretiert er, jetzt sei mit dem Indikativ erst mal Schluss.

Es ist das Verdienst dieses Erzählers, konsequent auf einen Effekt zu verzichten, der den Leser in eine Realität ausserhalb des Textes versetzt. Der Stau auf

der Stadtautobahn ist ein Stau aus Sätzen. Die Wirklichkeit ist der Text. Und falls ein Kunstrichter erklärt, er verstehe nicht, was das alles soll, entgegnet ihm der erzählte Verfasser, es sei noch kein Einwand, wenn irgend jemand etwas unverständlich finde.

Dieser ebenfalls «erzählte» Kunstrichter ist vom Autor auffallend kurz gehalten. Einmal sagt der Kritiker: *«Das hatten wir schon.»* Und ein andermal mäkelt er an einer erzählten Speisenfolge herum und meint, wenn schon vom Essen die Rede sein müsse, dann hätte es ausser Garnelen auch Flusskrebse und Muscheln geben können. Der Verfasser geht nicht auf ihn ein, denn schliesslich kann man derartige Sonderwünsche nicht auch noch berücksichtigen. Dennoch meine ich, Kritik an Hans Joachim Schädlichs Roman sei dann möglich, wenn man seine Wirkung bedenkt. Was der Autor sich vorgenommen hat, ist einsehbar: er will die strenge Wirklichkeit aus Wörtern. Er will eine Geschichte erzählen, die ausschliesslich auf dem Papier steht. Das ist ihm gelungen. *«So steht es da. So, wie es dasteht, ist es.»* Damit könnte man die Akten schliessen und konstatieren, hier sei ein Vorhaben mustergültig in die Tat umgesetzt worden. Wäre da nur nicht die unbequeme Frage nach der Verfänglichkeit des Vorhabens selbst. Das antiillusionistische Theater, das uns als Zuschauer jederzeit bewusst macht: hier wird gespielt, hier machen wir etwas, das zwar auf die Realität verweist, aber keineswegs Realität, sondern Schein ist, kann jederzeit darauf zählen, dass Schauspieler aus Fleisch und Blut Situationen und Szenen vergegenwärtigen. Sie können zwar unterbrochen werden, sie können das gleiche noch einmal bis zu der Stelle spielen, an der vom Spielleiter ein anderer Verlauf der Handlung oder des Gesprächs verlangt wird. Dass das fingiert ist, weiss der Zuschauer zwar. Dennoch wird, was die Schauspieler vorführen, den Zuschauer für Augenblicke fesseln, weil es sinnenhaft ist, eine Augenlust und ein Ohrenschmaus. Er weiss, dass er im Theater sitzt, es wird ihm ständig aufs neue bewusst gemacht. Aber der Reiz besteht in der Inkonsequenz, dass das fiktive Spiel auf der Bühne eben doch zwischen Menschen vor sich geht, dass Figuren «verkörpert» sind. Der Erzähler jedoch, der seine Wirklichkeit aus Wörtern erbaut und auf die Erzeugung von Illusionen der Wirklichkeit verzichten will, verfällt der kalten Abstraktion. Seine Spiele mit Möglichkeiten, wie es gewesen sein könnte, sind so konsequent, so sehr ohne die geringste Chance, etwas anderes als blosse Hypothese zu sein, dass das Spiel selbst seinen Reiz verliert. Denn es bestünde ja aus dem Widerspruch oder aus der Spannung zwischen einer Wirklichkeit aus Fleisch und Blut und einer Wirklichkeit ausschliesslich aus Sprache. Weil Hans Joachim Schädlich die Schauspieler nicht zur Verfügung stehen, die alle Variationen seines Themas, alle Verwicklungen zwischen Schott und Liu ausprobieren könnten, haftet seinem imponierenden Versuch, der brillant durchgeführt ist, die Blässe und Schemenhaftigkeit einer literaturtheoretischen Vorführung an. Der erzählte Verfasser sagt an einer bestimmten Stelle des Romans, es gebe Leute, die wüssten, was jetzt folgen müsste. Er aber, der Verfasser, wisse es nicht. Später erwägt er kompositorische Probleme, und man könnte überhaupt nicht bestreiten, dass er sie auch meistert. Aber der Leser, der nicht eine fiktive Figur im Rahmen dieses Experiments ist, der wirkliche Leser, der Hans Joachim Schädlichs Roman in Händen hält und seinen Gedankenspie-

len folgt, wird sehr viel mehr nicht aus seiner Lektüre gewinnen als ein wenig Einblick in die Mechanismen, durch die auch jene Geschichten auf dem Papier entstehen, die er wegen ihrer Sinnenhaftigkeit und Vermittlung von Welterfahrung liebt. Wenn er sich, nach *«Schott»*, wieder diesen zuwendet, wird er sie vielleicht anders lesen. Und es könnte sein, dass sie ihn nur noch stärker fesseln.

Anton Krättli

[1] Hans Joachim Schädlich, Schott. Roman. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1992.

Erinnerungen, die Wellen schlagen

Die Literatur, die über das grausame Schicksal der Juden im Zweiten Weltkrieg handelt, ist inzwischen Legion geworden. Von den Tagebüchern der *Anne Frank* bis zu *Giorgio Bassanis «Il giardino dei Finzi-Contini»* hat sie klassischen Rang erreicht. Man begreift, dass ein so beispielloses Verbrechen, wie es die Vernichtung der Juden war, in der Erinnerung über viele Jahrzehnte nachwirken musste. (Man darf aber auch nicht vergessen, dass Zigeuner, politische Gegner und viel anderes «unwertes Leben» ebenso grausam ausgelöscht wurde.)

Die Erinnerung blieb: nicht nur bei den Betroffenen selbst, sondern auch bei allen Zeitgenossen, die moralisch nicht abgestumpft waren. So ist es denn in Israel zu der Parole des «Niemals Vergessens» gekommen – die nur den einen Nachteil hat: wer das Vergangene nie ablegen kann, ist auch ausserstande, sich neu dem Leben zu öffnen.

Der holländische Autor *Frans Pointl,* der 1933 in Amsterdam geboren wurde, hat einen Roman mit dem seltsamen Titel *«Das Huhn, das über die Suppe flog»,* geschrieben[1]. Er schildert das Schicksal eines jüdischen Jungen, das offenbar sein eigenes gewesen ist. Er hat die Zeit der Nazi-Okkupation in Holland, zusammen mit seiner Mutter, mit knapper Not überlebt. Der Autor erzählt nicht der Reihe nach, sondern gibt uns ein Kaleidoskop von Bildern und Erinnerungen aus allen Phasen seines Lebens. Er geht zurück bis in die Zeit vor seiner Geburt. Erlebtes, Geträumtes und Gedachtes vermischen sich zu eindringlichen Szenen.

Eine Hauptgestalt des Romans ist die Mutter des Ich-Erzählers. Pflichtbewusst und sorgend, aber freud- und humorlos kämpft sie sich mit ihrem Jungen durch die Not der Kriegsjahre. Sie hat rundum, bei Verwandten und Freunden, zuviel Tod erlebt, als dass sie sich des Lebens noch freuen könnte. Sie hält es aber für ihre Pflicht, zu kämpfen und durchzuhalten, bis ihr Sohn auf eigenen Füssen steht; dann will sie «aussteigen». Die beiden werden von einer kargen «Sozialhilfe» knapp verköstigt und überleben in engen Verhältnissen schlecht und recht. Kein Wunder, dass der Junge, in Neigung und Abneigung eng an die Mutter gebunden, in dieser unheimlichen Welt zum Einzelgänger heranwächst.

Besonders deutlich wird das in seiner Beziehung zum weiblichen Geschlecht. Zwar erzählt der Roman mit makabrem Humor von den pubertären Expeditionen, die der Junge unternimmt, um die-

ses Geschlecht genauer kennenzulernen. Dazu gehört wohl auch jene Nacht, die er bei seinem genialen, aber verlotterten Onkel Simon verbringt: angestrengt lauscht er, wie sich dieser Onkel im Zimmmer nebenan recht angelegentlich mit einer käuflichen Dame vergnügt. Und als ihm später eine einstige Schulkameradin ebensolche Freuden anbietet – und auch gewährt –, da bleibt es bei der dieser *einen* Begegnung: weil nämlich der Ich-Erzähler vor jeder engeren Bindung zurückschreckt; er will sich seine Freiheit erhalten.

Er bleibt in der Tat *«ein Höhlenbewohner in Dachmansarden»;* keine von den vielen Spielarten, wie man durch eigene Tätigkeit zu Geld kommt, vermag ihn zu fesseln. Er behilft sich mit *«Gelegenheitsarbeiten».* Einzig seine vier Katzen schleppt er von einer Behausung zur anderen mit, aber gerade von diesen Katzen erfährt man nur wenig. Jedenfalls trennen sie ihn auch von einer anderen Freundin, die längere Zeit bei ihm aushält, sich dann aber einen jüngeren Liebhaber zulegt; statt in Eifersucht zu geraten, ist der Ich-Erzähler fast glücklich über seinen Nebenbuhler, weil er so wieder loskommt...

Er ist ein scharfer Beobachter der Gesellschaft, ein makabrer Humorist, aber auch ein notorischer Träumer, der die Chancen der Gegenwart nur allzuoft verpasst. Dann befallen ihn *«Erinnerungen, die immerzu Wellen schlagen».* Er lebt nur partiell im Indikativ. Die Vergangenheit, die Zukunft und der Potentialis vermischen sich ständig: dadurch wird zwar sein Phantasieleben reicher, aber die Realität büsst ihre Dichte ein. Gewiss ist jene Vergangenheit der Schreckensjahre 1940–1945 überwältigend; viele seiner Kameraden scheinen zu vergessen, was damals war; wenn *er* nicht vergisst, so hängt das auch mit seiner jüdischen Herkunft zusammen.

Der Ich-Erzähler ist im Grunde immer auf der Suche nach einer Gemeinschaft, nach einer Grossfamilie, in der er sich aufgehoben fühlen dürfte, nach Onkeln, Vettern, Nichten – die ihm fast alle der Holocaust verschlang. Und vor allem ist er auf der Suche nach seinem wirklichen Vater. Denn der offizielle Vater, jener grobschlächtige Maler, den seine Mutter nicht liebte, der war es nicht. Der hatte einzig das Verdienst, die Beschneidung des Jungen zu verhindern, ein Umstand, der sich später als lebensrettend erwies. Der Roman mündet in eine geträumte Begegnung mit dem wirklichen Vater.

Was soll nun der Titel des Buches? Die Mutter hatte einmal in einer Gaststätte behauptet: die Suppe, die sie da vorgesetzt bekämen, sei nicht das, als was sie ausgegeben werde, eine Hühnersuppe. Das Huhn sei höchstens über die Suppe geflogen! Im übertragenen Sinn ist der Titel positiver zu verstehen. Der Ich-Erzähler ist nicht in den schrecklichen Eintopf der Vernichtung eingegangen; er ist ihm mit knapper Not «entflogen».

Frans Pointl bietet eine eindrückliche Darstellung der Not, die ein ganzes Volk und eine ganze Generation betroffen hat. Der Grundton ist traurig, aber die Fülle der Erlebnisse, der wirklichen wie der geträumten, bewegt uns.

Arthur Häny

[1] Frans Pointl: Das Huhn, das über die Suppe flog. Roman. Aus dem Niederländischen von Maria Csollány. Ammann Verlag, Zürich 1992.

Für und gegen Karlheinz Deschner

Zu dem Briefband «Sie Oberteufel!»

Karlheinz Deschner ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen im heutigen Geistesleben. Geboren 1924, kam er wegen des Hitlerkrieges verspätet zum Studium und zum Schreiben. Sein erstes Buch, der Roman *«Die Nacht steht um mein Haus»* (1956) [1], erregte Aufsehen, noch mehr die literarische Streitschrift *«Kitsch, Konvention und Kunst»* (1957) [2]. Mit der kritischen Kirchengeschichte *«Abermals krähte der Hahn»* (1962) [3] begab er sich auf das Gebiet, das nun seit dreissig Jahren sein eigenes par excellence ist. Als Romancier und Literaturkritiker hätte er es wirtschaftlich wohl leichter haben können – als radikaler Kirchenkritiker wurde er von der Mehrzahl der Medien totgeschwiegen. Dennoch kann er sich über Mangel an Resonanz nicht beklagen. Das hier zu besprechende Buch *«Sie Oberteufel!»*[4] bietet auf 650 Seiten eine Auswahl aus rund 35 000 Briefen, die er im Lauf seines Schriftstellerlebens erhalten hat. Als Herausgeberinnen zeichnen seine beiden Töchter, *Bärbel* und *Katja Deschner,* doch werden sie, um es untertreibend zu sagen, dem Vater ein Mitspracherecht eingeräumt haben. Das freundschaftliche Nachwort schrieb *Hermann Gieselbusch*, der Betreuer von Deschners *«Kriminalgeschichte des Christentums»*[5] im Rowohlt Verlag. Überzeugend plädiert Gieselbusch für den Nichtbriefschreiber, der unter der Last der selbstgewählten grossen Aufgabe ein solcher werden musste und sich seiner Schuld bewusst ist. Von den ungefähr siebenhundert aufgenommenen Briefen sind immerhin viele beantwortet worden, aber keine Antwort ist abgedruckt. *«Mit Fleiss,»* vermerken die Herausgeberinnen, *«wurden auch Verrisse und Verbalinjurien aufgenommen...»*. Sie bleiben kommentarlos.

Mit teilweise heftigem Pro und Contra wird schon auf den erwähnten Roman reagiert. Dem einen Leser ist dieses stark autobiographische Buch *«ein moderner Werther, ein moderner Hyperion»*, dem andern *«ekelhafter Exhibitionismus in geistiger wie in des Wortes übelüblicher Bedeutung»*. Viel Geistreiches, aber auch viel Emotionales ist in den Äusserungen zu Deschners literarischen Streitschriften anzutreffen. Meistens werden seine stilkritischen Textanalysen als stichhaltig anerkannt, seine Verdikte jedoch manchmal bösartig verschärft. Da wird denn *Heinrich Böll* zum *«Wurstbuden-Idylliker»*, werden die von Deschner kritisierten Mitglieder der Gruppe 47 insgesamt zu *«literarischen Nullen»* erklärt. Daneben gibt es bedenkenswerte Einwände, etwa gegen Deschners fast uneingeschränkte Hochschätzung *Hans Henny Jahnns*: unter dem Eindruck von Jahnns inhaltlichen Unglaubwürdigkeiten und Scheusslichkeiten könne man sich nicht mehr an den unleugbaren Sprachschönheiten erfreuen. Ebenfalls bedenkenswert sind die Plädoyers für einige nach Deschner Überschätzte, so für *Hans Carossa*, der den *«Wert der Konventionen»* zu begreifen gelehrt habe, und für *Hermann Hesse* als einen *«romantischen Esoteriker»*. Wenn ein dem Buche *«Talente, Dichter, Dilettanten»* (1964) grundsätzlich Zustimmender *«eine Prise Wohlwollen»* für die *«Überschätzten»* vermisst, so ist hinwieder auch etwas Wahres daran,

wenn ein anderer meint, eigentlich greife das Buch *«gar nicht diese Autoren selbst an, sondern ihre Kritiker, von denen sie ungebührlich hochgespielt werden...»*. Sicher hat Deschner zur jetzigen höheren Einschätzung seiner *«Unterschätzten»* massgebend beigetragen. Auf der anderen Seite haben seine Mängelrügen die Geltung der *«Überschätzten»*, namentlich *Hesses* und *Frischs*, nur mässig herabgemindert. Dies erklärt sich wohl daraus, dass die von solchen Autoren behandelte Problematik noch immer weitere Kreise anspricht als die der *Jahnn*, *Musil* und *Broch*. Sie mutet eben «menschlicher» an.

Eine bedeutsame Eigentümlichkeit von Deschners Laufbahn ist der bereits erwähnte Übergang vom ästhetisch urteilenden Literaturkritiker zum ethisch motivierten Kritiker des Christentums und der Kirche. Der vorliegende Briefband belegt, mindestens in qualitativer Hinsicht, eine Wirkung auf diesem Gebiet, die den Strategen des Totschweigens Unbehagen einflössen wird. Verständlicherweise sind die emotionalen Töne hier noch häufiger und stärker als in den Zuschriften zu den literaturkritischen Werken. Als *«Oberteufel»* wird Deschner zwar nur scherzhaft von dem Schriftstellerkollegen *Martin Kessel* apostrophiert. Ernstgemeint sind dagegen allerhand grobe Anwürfe und einfältige Bekehrungsversuche von Kirchenchristen und Mitgliedern christlicher Sondergemeinschaften. Ernster als derartiges Ernstgemeinte stimmen die teilweise mehrere Druckseiten füllenden Briefe, in denen katholische und evangelische Christen und bereits aus der Kirche Ausgetretene ihren Leidensweg als Gegängelte, Zweifler, Ketzer und Rebellen schildern. Auch diejenigen, die aus gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Rücksichten vor dem Austritt zurückschrecken, bekunden Dankbarkeit für Deschners Aufklärungsarbeit. Die wissenschaftliche Stimmigkeit seiner kirchenhistorischen Bücher wird bloss vereinzelt und dann emotional-unsachlich bestritten. Der Argwohn, er habe echt belastende Briefe unterschlagen, wäre unangebracht, sind ihm doch auch in Rezensionen keine wesentlichen Irrtümer nachgewiesen worden. In einem der Briefe wird das Zeugnis eines Jesuiten und Ordinarius der Moraltheologie angeführt, wonach Versuche, den Verfasser von *«Abermals krähte der Hahn»* zu widerlegen, misslungen sind: *«Wir können deshalb über Deschner nur schweigen und hoffen, dass er kein allzu breites Leserpublikum findet.»*

Ginge es bloss um philosophische Erörterung der sogenannten Glaubenswahrheiten, so müssten deren Sachwalter den auf keine Doktrin eingeschworenen Agnostiker Karlheinz Deschner nicht fürchten. Indem er aber die Entstehung der Dogmen in üblen kirchlichen Machtkämpfen und die schlechten Früchte der Kirchenpolitik bis in die Gegenwart sichtbar macht, drängt sich die Frage auf: Kann der Wahrheitsbesitz, kann die rechtmässige Verwaltung der Wahrheit dort sein, wo man seit Kaiser Konstantin, seit der Erhebung des Christentums zur römischen Staatsreligion, fortwährend geschichtliches Unheil angerichtet hat? Aus den Briefen an Deschner wird deutlich, wie sehr diese Frage denkende heutige Menschen bewegt. In der Regel teilen die Briefschreiber seinen Respekt vor der jesuanischen Ethik. Dass die von ihm geleugnete Originalität des Christentums in der nicht auszulotenden Persönlichkeit Jesu besteht, wird freilich kaum bemerkt.

Gegner Deschners werden ihm vorwerfen, der Briefband enthalte viele blosse Zustimmungen und Belobigun-

gen ohne geistiges Gewicht. Indessen mag derlei als Beleg für die Vielfalt der Resonanz und als Gegengewicht zu den Injurien dienen. Jedenfalls ist das allermeiste persönlich geprägter Diskussionsbeitrag. Besondere Beachtung wird das letzte Drittel des Buches finden: *«Briefe von Schriftstellern und prominenten Briefautoren»*, wie die Überschrift lautet. Zum Wort kommen hier hauptsächlich die nach Deschners Urteil Unterschätzten, ferner solche, die ihm sonstwie Förderung und Anregung verdanken oder mit seinen Ansichten sympathisieren: *Emil Belzner, Jens Bjorneboe, Max Brod, Kurt Hiller, Hans Henny Jahnn, Erich Kästner, Wolfgang Koeppen, Ernst Kreuder, Henry Miller, Hans Erich Nossack, Arno Schmidt, Albert Vigoleis Thelen* und andere. Manche dieser Geister geben sich dem befreundeten «Oberteufel» gegenüber sehr ungezwungen und sagen, was sie in ihren Publikationen ungesagt lassen. Ein gegnerischer Prominenter, der sonst urbane Bundespräsident *Theodor Heuss*, fällt durch die Schroffheit auf, mit der er wissen lässt, warum er für Deschners Umfragebuch *«Was halten Sie vom Christentum?»* (1957) keinen Beitrag liefern will. Höflicher, jedoch ebenso entschieden lehnt *Reinhold Schneider* die Mitarbeit ab: der von Christus Ergriffene habe *«über das nicht zu urteilen, was Gott geoffenbart und gelebt hat...»*.

Die Freundesstimmen sind nicht selten pessimistisch getönt, am meisten die *Emil Belzners: «Böse Kräfte haben die Welt geschaffen, kein Wunder, dass der Mensch nicht durchhält. Wir werden zerdrückt wie Fliegen, und die Götter sind von der Art, dass sie Spass daran haben, das meinte bereits Shakespeare.»* Karlheinz Deschner, der sein Haus doch selber von Nacht umstanden sieht, will seinen Aufklärungsfeldzug gleichwohl fortsetzen, den drei schon erschienenen Bänden der *«Kriminalgeschichte des Christentums»* sieben weitere folgen lassen. Wenn sich die guten Wünsche vieler Briefschreiber erfüllen, so wird der jetzt Achtundsechzigjährige das Werk vollenden.

Robert Mächler

[1] Überarbeitete Neuausgabe im Verlag Ullstein, Frankfurt am Main, Berlin, Wien 1981. – [2] Ergänzte und überarbeitete Neuausgabe im Verlag Ullstein 1980. – [3] Neuausgabe im Econ Verlag, Düsseldorf und Wien 1986. – [4] «Sie Oberteufel!» / Briefe an Karlheinz Deschner. Herausgegeben von Bärbel und Katja Deschner. Mit einem Nachwort von Hermann Gieselbusch. Rasch und Röhring Verlag, Hamburg 1992. – [5] Karlheinz Deschner, Kriminalgeschichte des Christentums. Band I: Die Frühzeit. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1986; Band II: Die Spätantike. Ebenda 1988; Band III: Die Alte Kirche. Ebenda 1990.

Aussenpolitik im Wandel

Just zu dem Zeitpunkt, da der Bundesrat erste konkrete Schritte unternimmt im Hinblick auf die Mitgliedschaft der Schweiz in der Europäischen Gemeinschaft, erscheint ein *Neues Handbuch der schweizerischen Aussenpolitik*[1]. Es handelt sich um eine Totalrevision des lange schon vergriffenen Handbuchs aus dem Jahre 1975. Siebzig grösstenteils neue Autorinnen und Au-

toren haben daran mitgewirkt: Praktiker und Theoretiker, Juristen und Historiker, Politikwissenschaftler und Ökonomen. Als Herausgeber zeichnen wiederum die St. Galler Professoren *Alois Riklin* und *Hans Haug* sowie – anstelle von *Hans Christoph Binswanger* – alt Staatssekretär *Raymond Probst.*

Nach allem, was seit 1975 geschehen ist, drängte sich eine grundlegende Neubearbeitung auf. Das Ende des kalten Krieges, der Zerfall des sowjetischen Imperiums, das Aufbrechen ethnischer Konflikte und die wirtschaftliche Misere in den ehemals kommunistischen Staaten, die Wiedervereinigung Deutschlands, der Aufstieg der Europäischen Gemeinschaft zur wichtigsten Gestaltungskraft Europas, das Aufkommen neuer sicherheitspolitischer Gefahren demographischer, ökonomischer und ökologischer Art – all dies hat die internationalen Rahmenbedingungen der schweizerischen Aussenpolitik radikal verändert.

Dennoch wird man dem neuen Handbuch vielleicht gerade den Zeitpunkt seines Erscheinens zum Vorwurf machen. Ausgerechnet jetzt – wo doch viele der kompliziert vernetzten, unwägbaren äusseren Veränderungsprozesse noch im Gange sind; ausgerechnet jetzt – wo doch die Eidgenossenschaft sich eben erst anschickt, den gesamten Bereich ihrer Aussenbeziehungen zu überdenken und dabei insbesondere ihr Verhältnis zum europäischen Zusammenschluss neu zu definieren. Unter solchen Vorzeichen, auf dem treibenden Strom gewissermassen, eine Standortbestimmung der schweizerischen Aussenpolitik vorzunehmen, ist in der Tat ein riskantes Unterfangen.

Notwendig ist es trotzdem. Manches deutet darauf hin, dass die aussenpolitische Schonzeit für unser Land abgelaufen ist. Der Kleinstaat Schweiz, der in den letzten vier oder fünf Generationen seine Energien immer vorab nach innen gerichtet hat, kommt an einen Punkt, an dem er fundamentale Entscheidungen über seine zukünftige Stellung in einem veränderten Europa nicht länger umgehen oder hinausschieben kann. Der grossen Tragweite dieser Entscheidungen steht dabei ein enormer *Nachholbedarf* bei der Information gegenüber. Dies gilt für die gesamte Bevölkerung, aber speziell auch für die Verantwortungsträger. Zur Zeit bietet die Schweiz bis in die Spitzen von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft das Bild einer Nation, die noch nicht weiss, wohin die Reise gehen soll. Von daher wird es grosser, vor allem aber auch *glaubhafter Aufklärungsarbeit* bedürfen, um der Aussenpolitik der Regierung eine feste Grundlage in der öffentlichen Meinung zu schaffen und zu erhalten. So besehen, kommt das neue Handbuch keinen Tag zu früh. Fertige Antworten hat es zwar nicht anzubieten, wohl aber solide Hintergrundinformation – eine nützliche Orientierungs- und Entscheidungshilfe ist es auf jeden Fall.

Der Band ist in neun Teile gegliedert und umfasst insgesamt 57 Kapitel. Die Systematik wurde an die neue Lage angepasst, die Akzente werden anders gesetzt. Vor allem trägt die neue Gliederung auch der verstärkten Internationalisierung der Politikbereiche und damit der gewachsenen Interdependenz von Innen- und Aussenpolitik Rechnung. Erwähnenswert ist, dass die einzelnen Beiträge angenehm kurz gehalten sind – wohl mit ein Vorzug für den Gebrauch.

Um den weiteren *Bezugsrahmen* schweizerischer Aussenpolitik geht es im ersten, grundlegenden Teil. Auf den geschichtlichen Rückblick folgt eine erste Beurteilung der neuen internationa-

len Mächtekonstellation, sodann ein Überblick über die Entwicklung des Völkerrechts. Der Beitrag zur aussenpolitischen Kompetenzordnung im Bundesstaat macht deutlich, dass sich doch nicht alles grundlegend verändert hat in den letzten Jahren. Er wird ergänzt durch eine Beschreibung des heutigen komplexen Verwaltungsapparates, mit dem der Bundesrat die Aussenpolitik führt. Was der Leser vielleicht vermissen wird, sind Einblicke in die Art und Weise konkreter aussenpolitischer Entscheidungsfindung – ins eigentliche *Decision-Making* also, wie es etwa in den Vereinigten Staaten häufig zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen gemacht wird.

Im zweiten Teil werden die *Ziele und Mittel* der schweizerischen Aussenpolitik unter die Lupe genommen. Deutlich tritt dabei zutage, dass die aus der Bundesverfassung ableitbare Formel *«Unabhängigkeit in Freiheit und Wohlfahrt»* angesichts des heute hohen Grades internationaler Verflechtung – und damit angesichts der tatsächlichen *Relativität* schweizerischer Unabhängigkeit – als Zielsetzung zu eng gefasst ist. Auch das Konzept der vier auf das Unabhängigkeitsziel bezogenen, klassischen aussenpolitischen Maximen der Neutralität, Solidarität, Universalität und Disponibilität weist Defizite auf; namentlich ist unklar, ob und in welchem Masse diese Maximen als Mittel oder aber als Ziele zu betrachten sind. Vor diesem Hintergrund versuchen *Walter Kälin* und *Alois Riklin*, bereits vorhandene Ansätze in der Praxis der Bundesbehörden in ein kohärentes Konzept weiterzuentwikkeln. Sie unterscheiden fünf interdependente aussenpolitische Ziele, nämlich Unabhängigkeit, Friede, Menschenrechte, Solidarität und Wohlfahrt. Als Mittel werden demgegenüber die internationale Zusammenarbeit auf bilateraler und multilateraler Ebene, Neutralität, Universalität und Disponibilität genannt. Nicht der Neutralitätsverzicht, so heisst es übrigens in vorsichtiger Zurückhaltung, wohl aber eine Anpassung der schweizerischen Neutralität an die neue Lage dränge sich auf.

Für die Anerkennung der Menschenrechte als aussenpolitisches Ziel spricht mitunter auch die Tatsache, dass die Schweiz heute eine eigentliche, zentral koordinierte *Menschenrechtspolitik* betreibt. Diese wird im dritten Teil des Buches facettenreich beschrieben und erläutert. Die Ausführungen gelten unter anderem dem schweizerischen Beitrag zur Entwicklung des humanitären Kriegsvölkerrechts, den fortgesetzten Anstrengungen im Kampf gegen die Folter und der *Europäischen Menschenrechtskonvention.*

Im vierten Teil – *Schweiz und Welt* – wird die aussenpolitische Lagebeurteilung nach verschiedenen Seiten hin ausgeweitet und vertieft, indem die Beziehungen zur «Welt des Westens», zur *«Welt des Ostens»* und zu den *«Entwicklungsländern»* ausgeleuchtet werden. Zwei weitere Beiträge vermitteln ein Gesamtbild des Systems der Vereinten Nationen. *Daniel Thürer* beschreibt das Anwachsen der UNO zur quasi-universellen politischen Rahmenorganisation der Weltgemeinschaft. Ein *«baldiger»* Beitritt der Schweiz erscheint ihm als notwendige Konsequenz aus seinem Befund über die Natur und Aktionsweise der UNO in ihrer heutigen Gestalt.

Um Zugehörigkeiten und Beitritte anderer Art geht es im fünften, erwartungsgemäss umfangreichsten Teil des Buches: *Die Schweiz und Europa.* Was hier einigermassen überrascht, ist die inhaltliche Gliederung und damit auch die Gewichtung der einzelnen Bereiche.

Auf den Europarat, auf die EFTA und die KSZE entfällt je ein einziger Beitrag – sieben Beiträge dagegen loten das vergangene, gegenwärtige und zukünftige Verhältnis der Schweiz zur Europäischen Gemeinschaft nach allen Seiten aus. Haben die Herausgeber ihre Blicke doch etwas zu einseitig nach Brüssel gerichtet und dabei übersehen, dass die EG und Europa nicht deckungsgleich sind? Wie dem auch sei – Tatsache ist, dass die Neugestaltung des Verhältnisses zur europäischen Intergration sehr wohl zur wichtigsten aussenpolitischen Herausforderung für die Schweiz geworden ist. Tatsache ist auch, dass die Schweiz sich dabei über kurz oder lang unter Aufgabe von Parzellen ihrer Souveränität mit der EG wird arrangieren müssen. Von daher ist zumindest die vertiefte Auseinandersetzung mit der Gemeinschaft gewissermassen Bürgerpflicht, und so besehen ist die einseitige Gewichtung im Handbuch doch auch wieder zu begrüssen. Im Zusammenhang mit dem Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) schafft *Richard Senti* einen Überblick über die wechselvolle Entstehungsgeschichte des Vertragswerkes, über dessen Ziele und wichtigste Bestimmungen.

Im sechsten Teil werden wesentliche Aspekte der schweizerischen *Sicherheitspolitik* erläutert – ihre heutige Konzeption, die spezifischen Aufgaben von Armee, wirtschaftlicher Landesversorgung und Zivilschutz im Rahmen der Gesamtverteidigung sowie die Stellung der Schweiz zu Rüstungskontrolle und Abrüstung. Jede Seite macht dem Leser deutlich, dass auch in diesen Bereichen fast alles in Bewegung ist – als *«Strategie des Übergangs»* bezeichnen *Gustav Däniker* und *Kurt Spillmann* den sicherheitspolitischen «Bericht 90» des Bundesrats. Die derzeitige Haltung scheint geprägt vom Dilemma zwischen der bisherigen Konzeption der bewaffneten Neutralität und strikten Abgrenzung von allen Nachbarn einerseits und der aktiven Öffnung gegenüber einer zukünftigen europäischen Sicherheitsordnung anderseits. Die Prinzipien und Strukturen jener neuen Ordnung sind indes noch unbestimmt – der schwierige «Übergang» steht noch bevor.

Der siebte Teil enthält Beiträge über die *Schweiz im Dienste der Völkergemeinschaft*. Nicht nur die traditionellen *«guten Dienste»* sind damit angesprochen, sondern auch Rolle und Tätigkeit der Rotkreuzbewegung und des IKRK, die Beteiligung der Schweiz an friedenserhaltenden Operationen der Vereinten Nationen oder die schweizerische Entwicklungszusammenarbeit und humanitäre Hilfe; (es tut gut, an dieser Stelle bei *Richard Gerster* für einmal auf kritische Bemerkungen zu stossen). Geradezu ein Musterbeispiel für informative Dichte und Verständlichkeit ist der Beitrag von *Walter Kälin*: Auf nicht einmal fünfzehn Seiten gelingt es ihm, die komplexe Problematik der schweizerischen Flüchtlings- und Asylpolitik darzustellen. Vor dem Hintergrund der heutigen Vollzugsschwierigkeiten, die er unter anderem auf die zunehmende Vermischung von Asyl- und Ausländerpolitik zurückführt, plädiert Kälin für eine differenzierte Migrationspolitik im allgemeinen und eine aktive Flüchtlingsaussenpolitik im besonderen.

Die *schweizerische Aussenwirtschaftspolitik*, wie sie im achten Teil erörtert wird, gehört für manche Leute bereits nicht mehr zum klassischen Bereich der Aussenpolitik. Eine solche Auffassung scheint indessen gerade in einem Land überholt, dessen Wirtschaft vielschichtig und eng mit dem Ausland

verflochten ist. *Silvio Borner* und *Rolf Weder* belegen diese internationale Verflechtung mit eindrücklichen Zahlen und orten die Hintergründe einerseits im kleinen Binnenmarkt, im Streben nach optimaler Nutzung seiner Potentiale, anderseits in der liberalen Nachkriegsordnung, wie sie sich unter der Schirmherrschaft der Vereinigten Staaten herausbilden konnte. Weitere Untersuchungen sind mit den Beziehungen zum GATT, zur OECD und zu den Bretton-Woods-Institutionen befasst, mit der Aussenwirtschaftspolitik der Schweiz gegenüber den osteuropäischen Staaten und den «Entwicklungsländern». Deutlich tritt zutage, dass unser Land nicht nur auf ein stabiles und verlässliches Welthandelssystem angewiesen ist, sondern auch ein wohlverstandenes Eigeninteresse daran hat, durch die Öffnung seiner Märkte beizutragen zur Gesundung der Volkswirtschaften Osteuropas und der «Dritten Welt». *Philippe de Weck* erläutert die Rolle und Zukunft der Schweiz als internationaler Finanzplatz, *Jürg Martin Gabriel* das noch immer zwiespältige Verhältnis der Regierung zu Wirtschaftssanktionen als Instrument internationaler Konfliktregelung.

Der neunte und letzte Teil dient der Abrundung des Ganzen, indem *besondere Aspekte* zur Sprache kommen: Um die Auslandschweizer geht es etwa – gegenwärtig zählt die «Fünfte Schweiz» gut 450 000 Bürgerinnen und Bürger –, um ausländische Arbeitskräfte in unserem Land, um die schweizerische Waffenausfuhrpolitik. In Entsprechung zum zunehmend grenzüberschreitenden Charakter öffentlicher Aufgaben finden sich hier auch Beiträge über die internationale Kultur-, Wissenschafts-, Umweltschutz-, Verkehrs- und Kommunikationspolitik der Schweiz. Die Berücksichtigung dieser neuen Aussenpolitik-Bereiche war von der Sache her dringend geboten; in einer nächsten Auflage sollte wohl auch der Problemkreis «internationale Energiepolitik» miteinbezogen werden.

Von den siebzig beteiligten Autoren schreibt fast ein Drittel französisch. Nicht eben ausgewogen sind dagegen – mit zwei Autorinnen – die Frauen vertreten, doch spiegelt sich darin die Tatsache, dass Aussenpolitik in der Schweiz fast ausschliesslich eine Domäne der Männer geblieben ist. Bemerkenswert schliesslich eine andere Zahl: Mehr als die Hälfte der Autoren war zum Zeitpunkt der Entstehung des Buches in der Bundesverwaltung beschäftigt; von daher der mitunter leicht offiziöse Charakter der Ausführungen. Hinter diesem hohen Anteil stand einerseits die erklärte Absicht der Herausgeber, den Sachverstand der Praktiker optimal zu nutzen; dahinter steht vielleicht aber auch die hierzulande vergleichsweise schwache Institutionalisierung einer Aussenpolitik-Wissenschaft, welche aus einer Position der Unabhängigkeit und Distanz konstruktive Kritik üben könnte. Wie dem auch sei – das reich dokumentierte, mit einem nützlichen Personen- und Sachregister versehene Nachschlagewerk wird dem theoretisch wie dem praktisch orientierten Leser gleichermassen gute Dienste leisten. Es ist zu hoffen, dass im Zuge der bevorstehenden Auseinandersetzungen nicht nur Journalisten und Parlamentarier davon Gebrauch machen werden.

Christoph Frei

[1] Alois Riklin, Hans Haug, Raymond Probst (Hrsg.): Neues Handbuch der schweizerischen Aussenpolitik. Schriftenreihe der Schweizerischen Gesellschaft für Aussenpolitik, Bd. 11; Verlag Paul Haupt, Bern/Stuttgart/Wien 1992.

Marktwirtschaft für die Schweiz

Anmerkungen zum neuen Buch von Walter Wittmann [1]

Marktwirtschaft ist das beste System, und zwar in (fast) allen Bereichen! So lässt sich die Hauptaussage des neuen Buches des Freiburger Ökonomieprofessors *Walter Wittmann* prägnant zusammenfassen. Wittmann verdeutlicht anhand einer Fülle von konkreten Einzelfragen – vom Arbeitsmarkt und der Armee bis hin zur Verkehrswirtschaft – die Vielzahl ordnungspolitischer Verstösse der schweizerischen Politik und gibt dem Leser rezeptartige Lösungen mit auf den Weg. Diese Konkretisierung der Forderung nach mehr Marktwirtschaft in der Schweiz ist das eigentlich Neue an diesem Buch und bildet eine willkommene Ergänzung zu verschiedenen Veröffentlichungen in der jüngsten Zeit, die nach einer radikalen Liberalisierungskur für die schweizerische Wirtschaftspolitik rufen[2].

In Anlehnung an *Walter Eucken* wird Marktwirtschaft in Kapitel zwei umschrieben als die Koordination individueller Pläne durch Wettbewerb. Voraussetzungen zur Erreichung optimaler Ergebnisse sind, dass private Eigentumsrechte bestehen, Verträge in weiten Bereichen frei ausgehandelt werden dürfen, jedermann für die Folgen seines Handelns aufzukommen hat und schliesslich der Wert des Geldes stabil ist. Wittmann spricht zu Recht von Leistungsgerechtigkeit bei der Marktwirtschaft im Gegensatz zur Vorherrschaft von Privilegien bei staatlicher Zuteilung. Im dritten Kapitel plädiert Wittmann für eine soziale Marktwirtschaft und gegen den sozialistischen Wohlfahrtsstaat. Vordringlich sei dabei, dass der Staat die Funktionsfähigkeit des Marktes stärkt (und nicht wie gegenwärtig schwäche), damit mehr Wohlstand für alle realisiert werden könne: *«Die tragenden Elemente der Marktwirtschaft, nämlich Arbeit, Boden, Kapital und Eigentum im besonderen, dürfen weder verflochten, geschwächt noch ausgehölt werden»* (S. 22), etwa durch Kündigungsschutz, Mieterschutz oder durch erzwungene Mitbestimmung. Nur subsidiär solle der Staat jene unterstützen, die in Not geraten sind. Deshalb fordert Wittman zwei obligatorische Versicherungen, eine einheitliche Einkommens-Ausfall-Versicherung, die jedermann existentiell absichert, und eine Gross-Risiko-Versicherung für individuell nicht tragbare Kosten, unter anderem von Unfall und Krankheit. Die genaue Ausgestaltung dieses Versicherungssystems bleibt in der Kürze der Argumentation offen.

Auf jeden Fall befürwortet Wittmann, dass Subventionen nur an jene Personen ausbezahlt werden, die durch die Prämien finanziell überfordert sind. Das gegenwärtig dominierende Giesskannenprinzip lehnt er konsequent ab.

Ausgehend von einem sozialen Ausgleich einzig durch gezielte und bedarfsgerechte Unterstützung, kritisiert Wittmann die Vielzahl von staatlichen und privaten Marktinterventionen, die mit dem Argument, sozial zu sein, verteidigt werden. In Tat und Wahrheit setzten solche Massnahmen jedoch in erster Linie Anreize zur Verschwendung von Ressourcen und reduzierten damit die Wohlfahrt aller. Falls die vermeintlich zu schützenden Gruppen von den Massnahmen tatsächlich profitieren würden,

dann nur zu unverantwortlich hohen Kosten. Beispiele dafür findet Wittmann zu hauf im Arbeitsmarkt (Fremdarbeiterpolitik, Kindergeld, Arbeitszeitvorschriften, Allgemeinverbindlichkeit von Arbeitsverträgen, Teuerungsausgleichsmechanismen), im Wohnungsmarkt (Mietzinskontrollen, Kündigungsschutz), im Gesundheitswesen, aber auch im Bildungswesen.

Interessant sind Wittmanns Ausführungen insbesondere bezüglich der Verflechtung von Politik und Wirtschaft. Zum einen fordert er, dass (aktive) Politiker keine Verwaltungsratsmandate übernehmen dürfen. Damit solle verhindert werden, dass Politiker an Sonderinteressen gebunden sind und dass sie zur Schaffung von Privilegien für die von ihnen vertretenen wirtschaftlichen Interessen den Pfad der Ordnungspolitik verlassen. Zum andern spricht sich Wittmann für eine Reduktion des Milizsystems und eine Stärkung der Haupttätigkeit aus. Zumindest der eidgenössische Politiker soll als Vollberuf anerkannt und honoriert werden, im Gegenzug darf er weder ein Mandat in der Wirtschaft übernehmen, noch in der Armee eine Funktion innehaben. Damit wird nach Wittmann gewährleistet, dass *«Tür und Tor für die Durchsetzung von Partikularinteressen»* geschlossen oder zumindest verkleinert werden. Nicht erörtert wird jedoch die Frage, nach welchen Kriterien Politiker in einem solchen System ausgewählt werden und über welche anderen Kanäle Interessengruppen Politiker beeinflussen. Zu vermuten, dass Partikularinteressen dadurch einfach ausgeschaltet würden, scheint mir beinahe naiv zu sein, insbesondere, wenn ein Blick über die Landesgrenzen geworfen wird. In fast allen Industrieländern sind die nationalen Parlamentarier vollberuflich tätig, und Länder wie beispielsweise die Vereinigten Staaten kennen die Offenlegung und Beschränkung der finanziellen Wahlkampfunterstützung und auch Beschäftigungsrestriktionen. Trotzdem lässt sich meines Erachtens kaum zeigen, dass in jenen Ländern Partikularinteressen einen wesentlich geringeren Einfluss haben als in der Schweiz.

Vehement kritisiert Wittmann auch das Konkordanzsystem der schweizerischen Politik: *«Die Zauberformel ist nichts anderes als ein (Parteien-)Kartell... Das Kartell hat sich darauf spezialisiert, andere auszuschliessen und die Macht zu kontigentieren und zu proportionalisieren»* (S. 174). Ständig werde Rücksicht genommen, ob Vorlagen die Hürden des Referendums zu nehmen vermögen. Deshalb fordert Wittmann den Übergang zu einem Konkurrenzsystem mit einer leistungsfähigen Opposition. Notwendig für diesen Wechsel ist nach Wittmann eine drastische Einschränkung der direkten Demokratie, entweder durch die völlige Abschaffung von Referendums- und Initiativmöglichkeiten auf Bundesebene oder – und diese Variante scheint der Autor vorzuziehen – zumindest durch folgendes Kriterium: Referenden gegen *«marktkonforme»* Vorlagen sind nicht erlaubt, und Volksinitiativen sind ungültig, wenn sie als nicht *«marktkonform»* bezeichnet werden. Was *«marktkonform»* ist und was nicht solle das Bundesgericht entscheiden, das durch eine «unabhängige Kommission von marktwirtschaftlichen Experten» beraten würde. Dieser Vorschlag ist nicht derart radikal, wie er auf den ersten Blick erscheinen mag, denn in der schweizerischen Bundesverfassung existiert bereits das Kriterium *«Marktkonformität»:* Es heisst Handels- und Gewerbefreiheit und verbietet grundsätzlich staatliche Eingriffe, wel-

che bestimmte Betriebe und Branchen auf Kosten anderer bevorzugen. Die heute dominierenden Interventionen in die Preisbildung und die Vertragsfreiheit haben unvermeidlich Strukturefekte und stehen deshalb im Widerspruch zur Handels- und Gewerbefreiheit. Doch dieses ökonomische Grundrecht hat viel an Bindungskraft eingebüsst, einerseits durch die Zustimmung von Volk und Ständen zu Verfassungsänderungen, welche weitreichende Kompetenzen an den Gesetzgeber delegiert haben, andererseits auch durch die Rechtsprechung des Bundesgerichts bezüglich kantonaler Interventionen. Es ist meines Erachtens nicht der von Wittmann hauptsächlich kritisierte Gebrauch direkter Demokratieformen, welche zum verstärkten Staatsinterventionismus geführt hat (im Gegenteil gibt es viele Beispiele, die vermuten lassen, dass ohne die Vetomöglichkeit der Bürger und Bürgerinnen, die Situation noch bedenklicher wäre: z. B. Referenda gegen Zucker- und Rebbaubeschluss oder die Möglichkeit des Finanzreferendums in den Kantonen). Vielmehr sind es die fehlenden verfassungsmässigen Schranken gegenüber dem Mehrheitswillen, sei er nun in direkter oder repräsentativer Art geäussert. Vordringlich ist also nicht ein Übergang zu einer verstärkt repräsentativen Demokratieform, sondern eine vermehrte Beschränkung des Mehrheitswillen. Diese beiden Aspekte scheinen mir im sonst sehr lesenswerten Buch von Wittmann nicht genügend auseinandergehalten zu werden.

Peter Moser

[1] Walter Wittmann: Marktwirtschaft für die Schweiz. Huber Verlag, Frauenfeld 1992. – [2] vor allem Silvio Borner, Aymo Brunetti und Thomas Straubhaar: Schweiz AG. «Neue Zürcher Zeitung», 1990; Peter Moser: Schweizerische Wirtschaftspolitik im internationalen Wettbewerb, Orell Füssli, 1991; Vorort: Für eine wettbewerbsfähige Schweiz von morgen. Zürich, 1991.

Die Intelligenz und die Staatsmacht

Die Revolutionen im Osten Europas sind vorüber; Alltag ist eingekehrt. Das ist die Zeit, zurückzublicken und den Gang der Ereignisse zu resümieren. *Jens Reich,* im September 1989 Mitbegründer des Neuen Forums in der DDR (1991 publizierte er im Münchner Carl Hanser Verlag die Studie *«Rückkehr nach Europa, Zur neuen Lage der deutschen Nation»),* wendet sich in seinem neuen Buch einer sozialen Schicht zu, die es in dieser Form nur im Ostblock gab: die *Intelligenzija*[1]. Der Begriff geht über die Bedeutung des Intellektuellen im westlichen Sinne – Schriftsteller, Künstler und Philosophen – hinaus. Er umfasst überdies Ingenieure sowie Naturwissenschaftler, Ärzte und Juristen.

Nach den Umbrüchen in Osteuropa, an denen auch die Intelligenz beteiligt war, fühlte sie sich freilich hintergangen. Enttäuschung über das *«undankbare Volk»* machte sich breit. Man säte, aber die Früchte ernteten andere – im Fall der DDR: die Macher aus dem Westen. Doch Jens Reich gibt zu bedenken, die Larmoyanz des um den Erfolg Geprellten sei fehl am Platze. Sie verdrängt

nämlich, dass die Intelligenzija jahrelang ebenso Komplize und Gehilfe des alten Systems war und dafür nun die Quittung bekam. *«Ich habe Gewissensbisse»,* heisst es einmal bei Reich. *«Ich sehe, dass ich zur Intelligenzschicht gehört habe, die stillschweigend funktionierte, obwohl sie dagegen war. Wer ausser uns hätte das Gebäude eher zum Einsturz bringen können?»* Die Intelligenzija sah sich zwar einerseits benachteiligt, entmündigt und marginalisiert, aber sie unterstützte andererseits auch das System. Das wollte man sich bloss nicht eingestehen. Doch um den zukünftigen Aufgaben gerecht zu werden, fordert Jens Reich, müsse die Intelligenzija von diesen Lebenslügen Abschied nehmen.

Die Gemeinsamkeiten zwischen Intelligenzlern und der *Nomenklatura* seien grösser gewesen, als viele heute zugeben möchten. *«Der Widerspruch zwischen Intelligenz und Politbürokratie, den wir für antagonistisch hielten (weil er nicht ausgleichbar war), war in Wahrheit der zwischen der herrschenden Klasse und ihrem hegemonialen Stand.»* Als Beispiel führt der Autor die Umweltverwüstungen im Ostblock an, die auf den Machbarkeitswahn und die Gigantomanie der sozialistischen Utopie zurückzuführen sind. Die Grossbauten und -projekte des Sozialismus, notiert Reich, sind zu seinen Sargnägeln geworden. Ohne die Intelligenz freilich, die die Planung übernahm, wäre das nicht gegangen; allein mit Parteibuchparolen kann man keine Grossprojekte meistern.

Die Intelligenzija stand der Nomenklatura auch wesentlich näher als die Arbeiter. Man mochte mit dem Betriebsdirektor Schwierigkeiten haben; zu den anderen, der Arbeiterklasse, rechnete man ihn aber nicht. Und auch die Arbeiter unterschieden in erster Linie zwischen jenen, die in der Werkshalle beschäftigt waren, und denen aus der Leitungsetage, – zwischen den «Bonzen» und den «Intelligenzlern» wurde gemeinhin nicht sehr differenziert. *«Konrád und Szelényi haben die Beobachtung beschrieben, wie bunt verschieden die Zweige der Intelligenz im Westen auftreten: Welten liegen zwischen Joseph Beuys und einem Vorstandsmitglied. Und sie gehen verlegen miteinander um, wie aus zwei verschiedenen Welten. Ganz anders im sozialistischen Lager: Dort unterscheidet sich der Parteisekretär schon rein äusserlich nur in Nuancen vom gefeierten Professor oder bekannten Schriftsteller. Sie gleichen sich wie Pinguine in ihren korrekten dunklen Anzügen mit weissem Hemd. (...) Die merkwürdige gegenseitige Mimikry zwischen Intelligenz und Parteibürokratie ging bis in die Lebensweise hinein. Gehobenes Kleinbürgertum.»*

«Auch du, mein Brutus» ist ein Abschnitt überschrieben, in dem Jens Reich – als Mediziner selbst ein Vertreter der Intelligenz – offenbart, wie er mit der *Staatssicherheit* der DDR in Kontakt geriet. 1978 traf er auf einer internationalen Tagung einen ehemaligen Kollegen, der zwei Jahre zuvor in den Westen geflohen war. Da sie zusammen gesehen wurden, schreibt Reich, war er gezwungen, in seinem Reisebericht über das Treffen ausführlich zu berichten. Daraufhin wurde er von der *Staatssicherheit* angehalten, seinem früheren Mitarbeiter den Vorschlag zu unterbreiten, in die DDR straffrei zurückzukehren, was dieser aber ablehnte. *«So war ich für das MfS tätig. So wurde ich zum Lockvogel der Stasi»,* schreibt der Autor, der sich fragt, ob dieses Verhalten für ihn Konsequenzen haben wird: *«Vor mir liegt ein Fragebogen für die Aufnahme in den öffentlichen Dienst. ‹Sind Sie für das frühere*

MfS tätig gewesen, ja/nein? Wenn ja, in welcher Weise? Falsche Angaben können die fristlose Kündigung nach sich ziehen.› Ich schreibe: Nein. Was ist, wenn neben leeren Aktendeckeln ein Dokument der Hauptabteilung XX auftaucht, dass der IM mit dem Decknamen ‹Naivus› ‹für die Rückführung von Republikflüchtigen verpflichtet werden konnte›? Sage ich dann auch: Keine Verpflichtung, kein Geld, kein Verrat, und bin meinen Job los?»

Das Beispiel verdeutlicht, wie problematisch die Aufarbeitung der Akten der *Staatssicherheit* der ehemaligen DDR sein kann. Andererseits ist davon auszugehen, dass es sich bei dem zitierten Fall nicht um einen typischen handelt. Es gab genügend Bürger im zweiten deutschen Staat, die tatsächlich Inoffizielle Mitarbeiter waren und deren hinterlassene Aktenberge nicht auf einen *«Naivus»* zurückgeführt werden können. In einem zweiten Fall, den Jens Reich schildert, informierte er den Staatsicherheitsdienst über ein Gespräch mit einem schottischen Wissenschaftler, von dem er annahm, es sei mitgehört worden. So, wie er den Fall schildert, könnte man annehmen, es handelte sich dabei um vorauseilenden Gehorsam. Auf der einen Seite imponiert die Offenheit des Verfassers, der womöglich etwas preisgibt, mit dem andere ihm nur zu gerne eine Grube schaufeln möchten. Andererseits wird man den Eindruck nicht los, hier leiste jemand Kritik vor. Wer weiss schon, was die Zukunft noch alles aufdecken wird. Angriff ist dann die beste Verteidigung. Ambivalent – das weiss Reich selbst – war sein Verhalten damals allemal. Aber hinterher ist man immer klüger.

Wie ist nun die zukünftige Rolle der Intelligenz im vereinten Deutschland zu denken? Jens Reich sieht sie als *«Sauerteig»*, der ganz Deutschland durchdringen soll. Für die nächste Umwälzung gebe es bereits Indizien. *«Der leere Konsum, von Bedürfnisartefakten getrieben, wird in Überdruss umschlagen. Ich glaube fest an die revolutionäre Potenz der Langeweile, die entstehen wird, wenn die Krawatten die Oberhand errungen haben. (...) Es wird eine Gier nach Genügsamkeit geben, schon jetzt in einer gewissen Jugendkultur erfahren. Der Sauerteig wird eine neue Bundesrepublik durchdringen. Es wird keine Neuausgabe der fünfziger Jahre geben, und auf 1968 werden wir nicht zwanzig Jahre warten müssen.»* Da ist wohl eher der Wunsch Vater des Gedankens. Reich glaubt offenbar, es werde sich viel ändern im vereinten Deutschland. Dabei, so scheint mir, stehen die Chancen nicht schlecht, dass sich innenpolitisch(!) durch den Beitritt der neuen Bundesländer – trotz gegenteiliger populistischer Äusserungen mancher Politiker – im neuen Deutschland wenig verändern wird. Bisher konnte nämlich noch niemand in der Diskussion konkret aufzählen, was denn in diesem Staat einer Rundumerneuerung zu unterziehen wäre. Überdies stellt sich die Frage, was aus der DDR zu übernehmen wäre? Ausser – von den Kinderkrippen einmal abgesehen – dem DFF-Fernsehballett bleibt nicht viel übrig – und das dürfte mit Sozialismus wenig zu tun haben. Die Erfolgsgeschichte der Bundesrepublik animiert eher dazu, den reformorientierten Weg weiterhin zu beschreiten, als ihre Politik grundlegend zu ändern. Das dürfte auch die Intelligenzija nicht verhindern können. Warum auch?

Ralf Altenhof

[1] Jens Reich: Abschied von den Lebenslügen. Die Intelligenz und die Macht, Rowohlt Berlin Verlag, Berlin 1992.

Hinweise

Kleists Dramen 1802–1807

In der auf vier Bände angelegten Ausgabe der sämtlichen Werke und Briefe von Heinrich von Kleist, die im *Deutschen Klassiker Verlag Frankfurt a. M.* zu erscheinen begonnen hat, liegt neu der Band mit den Dramen «Die Familie Ghonorez», «Die Familie Schroffenstein», «Robert Guiskard», «Der zerbrochene Krug» und «Amphitryon» vor, also jenen Bühnenwerken, die in ihrer Abfolge *«die Erscheinung eines Dichters»* erkennen lassen: erste Versuche, von ihm selbst alsbald verworfen, scheitern am «Guiskard» und souveränes, eigenwilliges Spiel mit Sprache und Motiven im «Zerbrochenen Krug» und im «Amphitryon», dem Lustspiel, von dem Thomas Mann gesagt hat, es sei *«das witziganmutvollste, das geistreichste, das tiefste und schönste Theaterspielwerk der Welt»*. Für die Ausgabe der sämtlichen Werke und Briefe zeichnen als Herausgeber *Ilse-Marie Barth, Klaus Müller-Salget, Stefan Ormanns* und *Hinrich C. Seeba,* für den Band der hier vorliegt, *Ilse-Marie Barth* und *Hinrich C. Seeba* unter Mitwirkung von *Hans Rudolf Barth.*

Von und über Pier Paolo Pasolini

Im Verlag von *Klaus Wagenbach, Berlin,* sind vor kurzem zwei Bücher von und über Pier Paolo Pasolini erschienen. *Nico Naldini* gab (in der Übersetzung aus dem Italienischen von *Maja Pflug*) die Briefe aus den Jahren 1940 bis 1975 heraus. Es ist ein grosser Freundeskreis, an den sich die Briefe richten, und ihre Thematik ist sowohl biographischer wie kulturpolitischer Natur, was sie gliedert und ihre Edition legitimiert. Man sollte diesen Band gleichzeitig und im Zusammenhang mit der Biographie lesen, die der gleiche *Nico Naldini* verfasst hat. Sie ist reich bebildert mit Momentaufnahmen. Viele Zitate belegen, was Naldini schildert, vor allem die Freundschaft zu dem Kritiker Gianfranco Contini, zu Schriftstellern wie Italo Calvino, die Reisen und Zusammenkünfte mit der Callas, mit Alberto Moravia und Elsa Morante. Text und Bild ergänzen sich bestens, und die Sammlung der Briefe ermöglicht vertiefende Einsichten.

Geheimräte gegen Geheimbünde

Der Verfasser dieses am Rande auch literaturgeschichtlichen Reports, *W. Daniel Wilson,* verspricht im Untertitel ein unbekanntes Kapitel der klassisch-romantischen Geschichte Weimars. Er hat, als Associate Professor an der University of California (Berkeley), schon verschiedene Publikationen zur Literatur des 18. Jahrhunderts veröffentlicht. Das vorliegende Buch nun wendet sich besonders der Geschichte des Ordens der Illuminationen und ihrer besonderen Bedeutung für Weimar und Jena zur Zeit Goethes zu. Wilson kann sich dabei auf zahlreiche noch ungedruckte Dokumente stützen, im wesentlichen auf den Inhalt der sogenannten «Schwedenkiste», mit der es die folgende Bewandtnis hat. Als der führende Weimarer Illuminat Bode starb, wurde sein Nachlass zuerst unter strengem Verschluss bei dem leitenden Illuminaten, Herzog Ernst von Gotha, verwahrt. Nach dessen Tod gingen sie weiter in das

Archiv der Grossen Nationalloge von Schweden, da man die Papiere in Deutschland nicht sicher verwahrt glaubte. Später gelangte die Kiste mit den betreffenden Dokumenten in den Besitz der Gothaer Freimaurer und wurden dort 1936 von den Nationalsozialisten beschlagnahmt. 1945 wurde die «Schwedenkiste» als Kriegsbeute in die Sowjetunion verbracht, von wo sie im Laufe der fünfziger Jahre in die DDR zurückkehrte. Erst ab Mitte der achtziger Jahre wurde ihr Inhalt allmählich zugänglich. Die Illuminaten, ein den Freimaurern verwandter Geheimbund von Männern, verfolgten im Geiste der Aufklärung den edlen Zweck, den Absolutismus in eine gewandelte Herrschaftsform überzuführen. Nun ist aber gerade darum innerhalb des Ordens ein Streit entbrannt: Sollte man die regierenden Herzöge aufnehmen und damit einweihen in Bestrebungen, die im Idealfall zur Abschaffung der Fürsten und Staaten führen musste? Man hat den Illuminaten nachträglich ja auch «Verschwörung» vorgeworfen, die zur Französischen Revolution geführt habe. Interessant sind nun die Dokumente aus der «Schwedenkiste», weil sie belegen, dass Weimar ein eigentliches Zentrum illuminatischer Tätigkeit war. Mehr noch: Goethe und der Herzog Carl August waren Illuminaten. Wie soll man das verstehen? Wilson vermag nachzuweisen, dass der Herzog und sein Minister dem Geheimbund beitraten, um besser zu wissen, was sich da tat. Sein Buch enthält 57 Dokumente im Wortlaut. Die vorangehenden Abschnitte, etwas umständlich im Stil und im Aufbau, dienen vorwiegend als Kommentar zu diesen Quellen, die in der Tat ein neues Kapitel der Goethe- und Weimar-Forschung erschliessen. Denn vor allem das Verhältnis des Dichters, der zugleich Minister und dem Herrscherhause nah verbunden ist, zu seinen Kollegen und zu den Professoren von Jena, zu Wieland, Herder, Fichte und anderen wird hier beleuchtet. Der Intellektuelle und die Macht – ein aktuelles Thema, am Beispiel des Musenhofs von Weimar dokumentiert *(J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1991).*

Siegfried Unseld:
«Goethe und seine Verleger»

Dass ein Verleger sich daran macht, Goethes Verhältnis zu seinen Verlegern darzustellen, macht den besonderen Reiz dieser reich dokumentierten Studie aus. Das Buch ist ein Stück deutsche Verlagsgeschichte, es macht mit Persönlichkeiten bekannt, die mit Goethe über die Herausgabe seiner Werke in Verbindung standen. Unseld wertet vor allem die Verlegerkorrespondenz aus, alles zudem, was in den Briefen Goethes an seine Freunde und Kollegen auf das Thema bezogen ist. Und er tut es aus der Erfahrung eines heutigen Verlegers, der weiss, wie vielschichtig und kompliziert die Partnerschaft zwischen Autor und Verleger ist. Ein erstes grosses Kapitel gilt den ersten Veröffentlichungen, «Die Mitschuldigen», «Clavigo» und «Werther». Es folgt das Kapitel «Goethe und Göschen», eine fruchtbare Beziehung, die schliesslich dennoch zum Bruch führt. Danach erscheinen Goethes Werke bei verschiedenen Verlagen, so bei Johann Friedrich Unger, bei Friedrich Vieweg, bei Johann Friedrich Cotta, dem wir die erste Gesamtausgabe danken. Insgesamt ist Siegfried Unseld eine umfassende Studie zu danken, die – mit zahlreichen Illustrationen und farbigen Bildtafeln bereichert – im *Insel Verlag, Frankfurt a. M. und Leipzig 1991,* erschienen ist.

«Bau-Stellen von Algabal bis Wolkenbügel»

Der Titel, den *Carlpeter Braegger* seinem Buch gegeben hat, ist so merkwürdig wie das Vorhaben selbst, das immerhin in einem zweiten Titel als *«ein enzyklopädisches Glossarium zur Architektur, wie sie im Buch steht»*, etwas deutlicher umschrieben ist. Es geht dann noch weiter, im Vorwort etwa, wo Braegger sein Buch als Spielvorlage oder gar als Werkzeugkiste bezeichnet, jedenfalls als ein Instrument zur fröhlichen Wissenschaft über «Bau-Stellen». Darunter freilich ist nicht das zu verstehen, was uns auf Strassen und Plätzen bis zum Überdruss begegnet, nicht die ausgehobene Baugrube oder Absperrung und Gerüst, sondern Architektur eben, «wie sie im Buch steht»: Stellen in der Literatur nämlich, in denen Bauliches angesprochen wird. Sie sind alphabetisch angeordnet, und sie stammen aus Werken von Apollinaire bis zu Marina Zwetajewa, von Kafka und Benjamin und Hugo von Hofmannsthal ebenso wie von Majakowski, von Rilke und von Felix Philipp Ingold. Womit zugleich auch angedeutet wäre, dass die Auswahl der Werke, in denen der Autor nach Bau-Stellen gefahndet hat, mit gutem Recht subjektiv ist. Denn das ganze Unternehmen ist eminent spielerisch angelegt, es verlockt zu spielerischem Umgang und eigentlich weniger zu tiefsinnigem Grübeln. Als Verlag wird *Lars Müller, Baden,* genannt. Der Autor, heisst es auf der gleichen Seite, auf der das Impressum steht, lese und lebe in Zürich und Venedig, habe Kunstgeschichte, Philosophie und Komparatistik in Zürich, München und Paris studiert, habe promoviert und unter anderem über Hofmannsthal und Else Lasker-Schüler publiziert. «Bau-Stellen» könnten bei der Lektüre wie im Spiel registriert und später eingeordnet worden sein. Originalität ist dem Ergebnis nicht abzusprechen.

Schmetterlinge und Galaxien

Haben die Menschen die Kunst erfunden, mit Zahlen zu hantieren? Der diese Frage stellt, ist ein Universitätsprofessor und gewesener Berater der NASA, heute Forschungsdirektor am C.N.R.S., dem bedeutendsten Forschungsinstitut Frankreichs. *Hubert Reeves,* den «Paris Match» den «Homer der Astrophysik» nannte, antwortet mit einer Beobachtung. Wenn Raben in eine Kornscheuer eindringen wollen, in die vorher – zusammen oder nacheinander – drei Personen hineingegangen sind, dann warten sie, bis alle drei – zusammen oder nacheinander – wieder draussen sind. Man könne das Experiment auch mit vier oder fünf Personen wiederholen. Das Buch ist eine bezaubernde Mischung aus wissenschaftlicher und poetischer Betrachtungsweise, das sehr persönliche Journal eines Naturwissenschaftlers, der nicht zu staunen verlernt hat. In kurzen Abschnitten äussert er sich über das Reich der Zahlen, über das «Trugbild einer definitiven Physik», über das Konstruieren, und natürlich äussert er sich auch zu jenen Phänomenen, auf die uns die «Chaosforschung» aufmerksam gemacht hat, z. B. über den «Schmetterlingseffekt». Das Buch erscheint als der liebenswerte Versuch eines Physikers, mit den Mitteln der einfachen und anschaulichen Erzählung in Bilder zu fassen, was seine Wissenschaft auseinanderdividiert und der Anschauung weit entrückt hat *(Carl Hanser Verlag, München und Wien 1992).*